

Melanie Plößer

Das Bellen der Enten – Anerkennungsverhältnisse im Sozialprojekt „Ein Hotel für alle Felle“ der Aidshilfe Bielefeld

Erscheint in: Buchner-Fuhs, Jutta/ Rose, Lotte (Hrsg.) (2012): Tierische Sozialarbeit. Ein Lesebuch für die Profession zum Leben und Arbeiten mit Tieren. VS Verlag

Das „Hotel für alle Felle“ ist ein Projekt der Aidshilfe Bielefeld mit dem Ziel langzeitarbeitslose Frauen und Männer mit und ohne HIV beruflich zu qualifizieren (vgl. Aidshilfe 2010). In dem Pensionsbetrieb im Bielefelder Stadtteil Jöllenbeck werden Hunde, Katzen und Kleintiere, deren Besitzer_innen verreist sind oder vorübergehend keine Zeit haben, aufgenommen und versorgt. Durch die Arbeit in der „Tierpension“ sollen die Teilnehmer_innen des Projekts stabilisiert und so genannte „Vermittlungshemmnisse“ wie z.B. fehlende Qualifikationen oder psychosoziale Belastungen, die einer Integration in den Arbeitsmarkt entgegenstehen könnten, bearbeitet und verringert werden. Das in der Startphase von der Europäischen Union geförderte Projekt hat im Sommer 2005 seine Arbeit aufgenommen. Aktuell sind 20 arbeitslose Frauen und Männer in dem Projekt beschäftigt. Neben der Projektleitung werden diese durch eine Sozialpädagogin und einen Tierpfleger in den Bereichen „Grundlagen der artgerechten Tierhaltung und Tierpflege“, „Service und Kundenfreundlichkeit“, „EDV- Grundlagen“, „Soziales Kompetenztraining“ und „Umgang mit Diskriminierung im Beruf“ qualifiziert (vgl. Aidshilfe Bielefeld 2010).

Mit dem Konzept der Tierpension will die Aidshilfe explizit an die lebensweltlichen Erfahrungen und Zusammenhänge ihrer Klient_innen anknüpfen. Seien diese im Kontakt mit anderen Menschen vielfach unsicher und ängstlich und sorgten sich oftmals wenig um sich – so die Erfahrung der Mitarbeiter_innen der Bielefelder Aidshilfe – sei das im Kontakt mit Tieren anders: Gegenüber ihren Tieren zeigten sich die Klient_innen verantwortungsbewusst und fürsorglich. Frauen und Männer, denen durch unterschiedlichste Problemlagen (Obdachlosigkeit, Sucht, psychische Belastungen, HIV usw.) ein Zugang zum ersten Arbeitsmarkt erschwert wird will die Bielefelder Aidshilfe deshalb eine Arbeitsmöglichkeit bieten, die direkt an deren Zuneigung zu Tieren anschließt. Henny Wendt, Leiterin des

Sozialprojekts fasst den Ausgangsimpuls für die Einrichtung der Tierpension zusammen: „Das war an den Klienten gut zu beobachten, dass sie sich oft um die eigene Person nicht ausreichend gekümmert haben, aber um die Hunde haben sie sich sehr gut gekümmert und die Hunde sind immer in Ordnung gewesen. Und das haben wir dann aufgegriffen (...). Und wir haben uns überlegt, wo kann man denn eine Tierpension umsetzen und dann kamen die ganzen Auflagen.“

Die Kritiker_innen der Enten

Über all das, was dann kam, hat die Aidshilfe Bielefeld bereits eine eigene Chronik angelegt: So werden die für die Umsetzung der Tierpension notwendigen Baumaßnahmen bereits wenige Wochen nachdem das Projekt seinen ersten Standort im Bielefelder Stadtteil Hillegossen bezieht, durch die angedrohte Klage eines Nachbarn unterstützt durch einen Kynologen, einem so genannten Hundefachmann, gestoppt. Anlass der angedrohten Klage: eine mögliche Lärmbelästigung durch Hundegebell. Durch den durch die unsichere Rechtslage bewirkten Baustopp, kann auch ein Jahr nach dem Einzug in das Gebäude noch kein Tier aufgenommen werden. Im November 2006 wird der Aidshilfe von der Stadt Bielefeld ein neuer Standort vorgeschlagen, der – so die Argumentation der Stadt – noch weiter von angrenzenden Nachbar_innen entfernt liege. Noch bevor die Aidshilfe die Räumlichkeiten im Stadtteil Jöllenbeck beziehen kann, formiert sich auch an dem neuen Standort eine Interessengemeinschaft, die ihren Protest mit Transparenten („Tierpension – nein Danke“ oder „Kitaplätze statt Tierpension“) ausdrückt und mit einem Infostand auf dem Wochenmarkt Unterschriften gegen das Projekt der Aidshilfe sammelt. Im selben Monat verüben unbekannte Täter_innen einen Brandanschlag auf das von der Aidshilfe noch zu Schulungszwecken genutzte Haus in Bielefeld-Hillegossen. Im August 2007 beginnt die Aidshilfe mit der Herrichtung der beiden Gebäude an ihrem neuen Standort in Jöllenbeck. Eine von den Nachbar_innen des neuen Standorts eingereichte Klage gegen das Projekt wird zurückgewiesen. Nach Beendigung der erforderlichen Baumaßnahmen am ersten Gebäude eröffnet im Januar 2009 das Hundehaus des „Hotels für alle Felle“. Die ersten Pensionshunde werden aufgenommen. Im Nebengebäude laufen derweil die letzten Arbeiten zur Fertigstellung des Katzen- und Kleintierhauses. Juni 2009: Im Obergeschoss des Katzenhauses verursachen Unbekannte einen Schwelbrand. Die Kläger_innen gegen das Projekt reichen erneut einen Widerspruch gegen die Genehmigung der Tierpension ein. Juli 2009: Durch einen neuen Anschlag unbekannter

Täter_innen brennt das fast fertig gestellte Katzen- und Kleintiergebäude wenige Wochen vor seiner Eröffnung nahezu vollständig aus.

Mit Henny Wendt, der Projektleitung gehe ich durch die ausgebrannten Räume des Katzen- und Kleintierhauses¹. „Durch den Brandschaden hat es monatelang in das Haus rein geregnet. Daraufhin haben die Balken angefangen zu schimmeln. Das müssen wir jetzt erst mal in den Griff kriegen“, erzählt Henny Wendt. Betroffen zeigt sich die Betriebswirtin vor allem von den Reaktionen der Anwohner_innen: „Während des Brandanschlags ist keiner raus gekommen, was ganz ungewöhnlich ist. (...) Und danach ist auch keiner vorbei gekommen. Im Prinzip keine Solidarität – nichts.“

Anschließend gehen wir in das Hundehaus zurück. In einem der Pensionszimmer liegt ein großer Hund auf einem hohen Podest und schaut aus einem direkt an seine Liegefläche anschließenden Fenster. „Die Hunde müssen nach draußen gucken können“, betont Henny Wendt. „Deshalb haben wir hier die Podeste eingebaut.“ Dann zeigt sie auf eine Lüftungsanlage über der Eingangstür. „Die wiederum haben wir wegen der schallisolierten Fenster eingebaut (...). Das kommt noch aus der ersten Phase in Hillegossen. (...) wir hatten ja noch die zwei Holzhäuser. Diese Holzhäuser waren nicht schallisoliert gewesen und mussten umgebaut werden. Und dann kam eben die Argumentation von der Gegenseite, dass wenn alles schallisoliert ist, können die Hunde nicht mehr atmen, weil zu schlechte Luft innen ist und sie würden leiden.“ Als Konsequenz werden an dem neuen Standort neben den schallisolierten Fenstern in jedem Raum extra ummantelte Lüftungsanlagen eingebaut. „Wir wollten auf der sicheren Seite sein, dass wir keine Angriffsfläche mehr bieten und haben das mit durchdacht. Der Architekt hat dann (...) alles umgesetzt. Also Schallfenster rein, Belüftungsanlage rein. Und noch mal die Lüftungsanlage ummanteln, damit sie schallisoliert ist, damit die Hunde nicht über Nacht durch dieses Rauschen der Belüftungsanlage gestört werden (...). Das kam auch vom Kynologen. Dass er gesagt hat, diese Apparate (...) produzieren ein Geräusch und der Hund ist ja sehr sensibel, hat ein sehr gutes Gehör. Das würde den Hund dann stören über Nacht und der würde dann aggressiv werden und Aggressivität bedeutet er würde bellen. Also immer verknüpft mit diesem `mehr Bellen´.“

¹ Mein Dank gilt den Teilnehmer_innen des Projekts und den Mitarbeiter_innen der Aidshilfe Bielefeld für ihre Offenheit und Gastfreundschaft. Benedikt Sturzenhecker danke ich für die Diskussionen zu dem Text.

Lärmbelästigung durch Hundegebell, das ist das Hauptargument, mit dem die Nachbar_innen ihre Klage gegen das Projekt der Aidshilfe zu begründen und gerichtlich durchzusetzen suchen. Gleichzeitig wird argumentiert, dass die Projektteilnehmer_innen nicht mit den Hunden umgehen können, weil sie ja krank seien: „[A]lso es ist ganz klar formuliert worden, dass kranke Menschen nicht mit Hunden raus gehen dürfen, also dass das nicht zu verantworten wäre.“ Das Gebell der Hunde bleibt weiterhin Thema des Aidshilfe. Immer wieder kommt es zu Beschwerden, die allerdings nicht bei der Tierpension direkt, sondern bei den Ämtern, wie etwa dem Ordnungsamt und dem Bauamt, eingereicht werden. „Uns gegenüber sagt sowieso keiner was, wir kriegen das ja nur über die Ämter wieder zu hören und die rufen dann auch sofort an und sagen Bescheid.“ Die Nachbar_innen, die die Beschwerden einreichen, können sich dabei auf eine Betriebsordnung berufen, in der formuliert wird, dass unruhige Hunde unverzüglich zu betreuen, zu beruhigen und – sofern die Maßnahme nicht innerhalb von drei Minuten Erfolg zeigt – in geschlossenen Räumen unterzubringen sind, bis sie sich beruhigt haben. Als unruhig gelten nach dieser Ordnung Hunde, die innerhalb eines Zeitraums von drei Minuten mindestens zehnmal bellen. „Da steht dann jemand draußen und macht eine Strichliste und diese Strichliste wird dem Bauamt übergeben. Aber wenn mehrere zehnmal bellen, kannst du ja die Stimmen kaum auseinander halten. Wir müssen dann immer laufen und holen die Hunde sofort rein.“

Durch die Hunde zum Subjekt werden

Nach dem Gespräch mit der Projektleitung treffe ich mich mit Daniel², einem der Projektteilnehmer_innen. Der 26-Jährige, der selber zwei Hunde besitzt, hat viele Jahre auf der Straße gelebt. Seit einigen Monaten wohnt er in einer Einrichtung des Dezentralen Wohnens – vermittelt durch einen Straßensozialarbeiter. Die Arbeit in der Tierpension versteht Daniel für sich als „Integrationshilfe“, durch die er sich Geld dazuverdienen kann und die für ihn einen ersten Schritt zur Verwirklichung seines Lebensstraums darstellt: eine Ausbildung zum Hundetrainer. Daniel erzählt von seinem Tagesablauf in dem Projekt: „Ja, wir gehen mit den Hunden raus. Es gibt drei bis vier Runden am Tag. Ab acht die erste, bis halb zehn sind wir dann durch. Elf, halb zwölf dann die nächste Runde. So eine Runde geht vielleicht zwanzig Minuten, dreißig, wenn man langsam läuft. Von eins bis drei ist dann Mittagsruhe, da darf also

² Alle Namen der Pensionsgäste und Projektteilnehmer_innen wurden geändert. Ein Überblick über das Projekt und die bisherigen Gäste findet sich auf der Homepage der Tierpension: <http://www.tierpension-in-bielefeld.de>.

auch kein Hund raus. Um 15 Uhr dann die nächste Runde und 18 Uhr noch mal. Und das ist dann ja auch der Zeitpunkt, wo viele Hunde wieder abgeholt werden. Wenn man mal nicht ne Runde macht mit den Hunden, dann wird sauber gemacht, gekocht oder, na ja ich setze mich dann meistens mit den Hunden hin und spiel dann und kuschel und mach und tu. Weil dafür bin ich ja hier. Bin nicht hier um Kaffee zu trinken oder doof rumzusitzen, sondern ich bin wegen den Hunden hier.“

In Daniels Leben haben Hunde schon immer eine große Rolle gespielt: „Ich bin mit Hunden aufgewachsen. Meine Eltern sind Hundeführer. Der eine gewesen – ist ja tot – der andere immer noch. Ja, Katzen haben wir immer auch gehabt, aber Hunde waren halt das Große. Also Krabbeln gelernt und schon recht früh meinen ersten bekommen, ich glaub mit zehn, neuneinhalb.“ Später dann, als Daniel auf der Straße lebt, kommt er zu seinem „ersten richtigen eigenen“ Hund: „Joa und nachdem ich dann auf die Straße gegangen bin, hab ich auch meinen ersten richtigen eigenen Hund adoptiert. War schon älter. (...) Das war die Hündin von nem Altpunker über dreißig. Der hat sie stark misshandelt und fast schon krankenhausreif geschlagen mit Rippenbrüchen und Pfote gebrochen und hat aus sämtlichen Löchern geblutet wo nur was raus kommen kann. Ich war der einzige der keinen Hund hatte. Dann haben wir ihm den weggenommen und ich hab sie behalten. Und das war jetzt knapp zehn Jahre her. Das ist die Laika. Ich hab auch den Namen hier tätowiert.“

Die Szene, die von Daniel beschrieben wird, wird von dem französischen Philosophen Jacques Derrida (2010) als Ereignis erkannt, im Rahmen dessen durch die Begegnung mit einem Anderen, hier einem leidenden Tier ethische Verantwortung und Subjektivität evoziert wird. Derrida bezieht sich dabei auf die Subjekttheorie Emanuel Lévinas', der die Verantwortlichkeit vor der Andersheit des Anderen als Grundbedingung von Subjektivität anerkennt (vgl. Lévinas 1987). Unter Andersheit versteht Lévinas nicht einfach die Andersheit sozialer oder gesellschaftlicher Art (wie etwa die, die sich durch einen anderen sozialen Status ergibt), sondern jene unhintergehbare Andersheit, die sich in der dyadischen Begegnung des Selbst mit dem Antlitz eines Anderen einstellt. Die sich hier ergebende Erfahrung der Andersheit kann gerade nicht mit sozialen (Differenz-)Kategorien bestimmt und erfasst werden, vielmehr bleibt diese unbenennbar anders. Die Begegnung mit dem Antlitz eines anderen Menschen versteht Lévinas deshalb als den Augenblick, in dem Verantwortung entstehen kann, dadurch dass hier das „Ich“ aufgerufen wird, zu antworten, sich zu verantworten (vgl. Lévinas 1987). Gleichzeitig wird das Subjekt durch die

Anrufung und die Antwort auf diesen Ruf erst als Subjekt konstituiert. Subjekt-Sein heißt für Lévinas durch den Anspruch eines Anderen sein.

Derrida geht nun über die Ethik Lévinas hinaus indem er deutlich macht, dass die durch die Begegnung mit dem Antlitz eines Anderen ausgelöste Ethik nicht auf ein menschliches Antlitz beschränkt ist. In seinen posthum veröffentlichten Buch „Das Tier das ich also bin“ (2010; S. 165ff.) verweist er darauf, dass nicht nur das Angesicht eines anderen Menschen, sondern auch die grundlegende Verletzlichkeit von Tieren, das heißt allgemein ihr Nichtvermögen und ihre Unfähigkeit, Schmerzen und Leiden verhindern zu können, das Subjekt veranlasst, sich in Frage zu stellen, Verantwortung zu übernehmen und Mitgefühl zu entwickeln. Derrida entfaltet dabei ebenso wie Lévinas ein Subjektmodell, wonach ein Subjekt dadurch entsteht, dass es sich vor Anderen, vor deren Verletzlichkeit und Bedürfnissen verantworten und auf diese antworten muss. Das heißt, erst durch die Verantwortung gegenüber einem Anderen entsteht ein Subjekt, das sich zu sich selbst verhalten kann.

Anders als Lévinas gesteht Derrida die Möglichkeit durch eine Begegnung mit Anderen berührt und herausgefordert zu werden also nicht allein Menschen, sondern auch Tieren zu. Im Gegenteil fragt er in seiner Auseinandersetzung mit der Ethik Lévinas', ob das Tier denn „nicht noch viel mehr anders, viel radikaler anders als der Andere, (...) in dem ich Meinesgleichen oder meinen Nächsten identifiziere?“ (Derrida 2010; S. 159) sei, so dass „ein Denken des Anderen, des unendlich Anderen, der mich anblickt/betrifft (*me regarde*) (...) im Gegenteil die Frage (*question*) und die Anfrage (*demande*) des Tiers privilegieren“ (Derrida 2010; S. 167) müsse. Das Individuum wird also, wie Matthew Calarco (2008; S. 103ff.) im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit den ethischen Überlegungen Derridas deutlich macht, in der Begegnung mit Anderen – und zwar Menschen wie Tieren – zum Subjekt und kann sich durch die Antwort auf deren Andersheit als verantwortendes Selbst erweisen.

In Daniels Fall werden die ethische Sorge und die Verantwortung gegenüber einer Anderen durch den Anblick der blutenden und verletzten Pelle ausgelöst. Bei dem je singulären Ereignis wird Daniel „unterbrochen“. Er fühlt sich durch die Verletztheit des Tieres als Subjekt angesprochen und zeigt sich verantwortlich vor dem Anderen. In der Sorge um den verletzten Hund wird Daniel zu einem auf die Verletztheit des Hundes antwortenden und damit zu einem sich vor der Andersheit der Anderen verantwortenden Subjekt. Zugleich wird durch die Antwort Daniels auf das verletzte Tier deutlich, dass die ethische Verantwortung des Subjekts eben gerade nicht auf das menschliche Antlitz

beschränkt ist. Tiere und nicht nur Menschen – so ließe sich an dem Erlebnis Daniels deutlich machen – fordern das Subjekt auf sich zu verantworten und machen es damit erst zu einem Subjekt.

Orte der Gastlichkeit

Für Lévinas stellt sich Subjektivität deshalb „als etwas dar, das den Anderen empfängt, es stellt sich als Gastlichkeit dar“ (Lévinas 1987; S. 28). Gastlichkeit, ausgedrückt durch eine grundlegende Offenheit gegenüber dem und einer unhintergehbaren Verantwortung vor der Anderen, erweist sich hier als eine grundlegende Bedingung des Subjekt-Seins. Das Subjekt – so Lévinas – könne sich gar nicht verstehen, wenn es nicht offen für die Anderen sei (ebenda). Diese Annahme einer Konstitution und einer Rekonstitution der Subjektposition durch eine Verantwortung gegenüber der Andersheit – hier die der Tiere – wird nun auch als zentraler Ausgangspunkt der Pädagogik der Aidshilfe verstanden. Beobachten die Initiator_innen des Sozialprojekts „Tierpension“ dass ihre auf vielfältige Weise benachteiligten und von Ausgrenzung betroffenen Adressat_innen sich oftmals wenig um die eigene Person sorgen, sich andererseits aber „um die Hunde (...) sehr gut gekümmert [hätten] und die Hunde (...) immer in Ordnung gewesen [seien]“ (Einfügungen M.P.), wird nun genau an diese Offenheit der Projektteilnehmer_innen gegenüber den Bedürfnissen und Ansprüchen der Tiere mit dem Konzept der Tierpension angeknüpft. Mit Derrida und Lévinas kann gesagt werden dass die Teilnehmer_innen dadurch als ethisch-verantwortungsvolle Subjekte angesprochen und konstituiert werden, als Subjekte die – wenn auch nicht für sich selbst – so doch für Tiere, für Hunde, Katzen oder Ratten „sein“ wollen. Die Teilnehmer_innen werden damit als Subjekte angerufen, die eine Offenheit und Gastlichkeit den Tieren gegenüber mitbringen. Zugleich ist auch die Tierpension explizit als Ort der Gastlichkeit für Tiere konzipiert worden, als ein Ort, an dem die Tiere als Gäste aufgenommen und ihren je spezifischen Bedürfnissen und Ansprüchen zu begegnen versucht wird: „Wenn jemand sagt, der kann keine Treppen steigen, dann achten wir drauf, oder wenn ein Hund hoch getragen werden soll, weil es eben aus bestimmten Gründen nicht geht, dann machen wir das. (...) Und wir haben ja auch zwei kleine Hunde groß gezogen. (...) Da wurde eine Person abgestellt und die hat sich dann mütterlich, väterlich um das Tier gekümmert – herumgetragen in Decken eingewickelt.“ Die Tierpension ist ein Ort, der sich als Ort der Gastlichkeit gegenüber der Andersheit der Anderen (Tiere wie Menschen) versteht. Zugleich können sich die Teilnehmer_innen durch die sich so ergebenden Möglichkeiten der

Verantwortung gegenüber den Tieren als Subjekte konstituieren. Das heißt, durch die Tiergäste der Tierpension können Begegnungen eröffnet werden, in denen die Teilnehmer_innen als Subjekte – z.B. als „Vater“ oder „Mutter“ eines kleinen Hundes – angerufen werden und sich diesem Ruf verantwortlich gegenüber zeigen können.

So berichtet auch Henny Wendt, dass genau die Verantwortlichkeit gegenüber den Tieren ein starker Antrieb für die Teilnahme an dem Projekt darstelle und die Bereitschaft erhöhe, sich mit den anderen Teilnehmer_innen auseinanderzusetzen und auch hier Verantwortung zu übernehmen. „Also ich weiß von anderen Arbeitsprojekten, dass es doch ziemlich schwierig ist, die Leute zu motivieren zur Arbeit zu kommen. Also wir haben manchmal auch Leute, wo das wirklich schwierig ist. Dann gibt es sicherlich Phasen, wo sie nicht kommen können. Aber generell kommen sie, denn die Tiere müssen versorgt werden – das wissen sie, und sie wollen auch die Kollegen nicht hängen lassen. (...) und die Liebe zum Tier ist einfach da. Und jeder hat hier so seinen Lieblingshund. (...) Das ist schon so was wie ne Patenschaft. Die Person kennt sich dann auch besonders gut aus mit den Bedürfnissen des Hundes.“ Durch die konkrete Begegnung mit der Andersheit der Tiere kann sich beim Subjekt etwas ereignen, zum Beispiel das Einstellen einer zunehmenden Sorge, nicht nur um das Tier, sondern auch sich selbst oder anderen Menschen gegenüber.

Die Anerkennung der Tiere

Auch in Daniels Leben spielt die Verantwortung für seine Hunde eine zentrale Rolle. Auf die Frage, was die Hunde für sein Leben bedeuten, zählt Daniel auf: „Schutz, Einsamkeit ist nicht da. Man verliert das Verantwortungsbewusstsein nicht, also man trinkt ein bisschen weniger als es sonst der Fall wäre.“ Für Daniel zeitigt die Begegnung mit den Hunden Effekte. Durch die Hunde, durch ihre Anwesenheit und Bedürftigkeit fühlt er sich herausgefordert und in Frage gestellt, durch seine Hunde zeigt er Verantwortung und ändert zum Beispiel sein Trinkverhalten. Umgekehrt erkennt Daniel auch an, dass die Hunde berechtigt sind an ihn Forderungen zu stellen, dass er auf sie Rücksicht nehmen muss und zum Beispiel nicht so viel trinken darf. Das Verhältnis zwischen Tier und Mensch nimmt damit durch die Interaktion Gestalt an, durch ein – wie Donna Haraway (2003; S. 7) schreibt – gegenseitiges Ineinandergreifen von Bedürfnissen und Verantwortlichkeiten. Für diese Form der Beziehung zwischen Mensch und Tier nutzt Haraway den Begriff der „significant otherness“, der signifikanten Andersheit. In Anlehnung an Derrida entwirft Haraway eine Form der Verantwortung gegenüber der Andersheit des anderen

Menschen und des anderen Tiers, die diese nicht anzueignen, nicht zu kategorisieren und den eigenen Interessen zu unterwerfen, sondern in ihren realen Andersheiten zu respektieren und zu verantworten sucht (vgl. Bauer 1999; Schmid 2008). Gleichwohl versteht Haraway Andersheit als ein Verhältnis, als signifikante, das heißt als mit gegenseitigen Ansprüchen und Bedürfnissen aufgeladene und damit immer schon in Beziehung stehende Andersheit. Um in dieser Beziehungssituation miteinander klar zu kommen – so Haraway (2003) – braucht es einer Aufmerksamkeit gegenüber den Bedürfnissen des Anderen und bedarf es einer Suche nach Möglichkeiten der Kommunikation und Kontaktaufnahme, um die Andersheit der Anderen lesbar und (an-)erkennbar zu machen (vgl. Bauer 1999). Dazu gehört es – so Haraway – (2009) dann auch, den Hund als Hund zu behandeln und nicht als Menschen. Diesem Anspruch sieht sich auch Daniel verpflichtet. In dem Interview betont er die Relevanz eines Wissens um die Körpersprache von Hunden und die Notwendigkeit, diese Kommunikationsregeln erlernen und ausüben zu können: „Viele Haushunde kennen die Körpersprache so eigentlich gar nicht, weil sie sie nie kennen gelernt haben. Wenn ich den ganzen Tag allein bin und habe keinen Artgenossen und wenn uns mal ein Artgenosse entgegenkommt, dann nimmt man mich entweder auf den Arm oder wechselt die Straßenseite“. Daniel selber betont deshalb die Notwendigkeit anzuerkennen, dass Hunde andere Bedürfnisse und andere Kommunikationsstile als Menschen haben, und er setzt sich wie Haraway dafür ein, diese Kommunikationsformen zu erkennen und zuzulassen.

Genau also durch die gezeigte Verantwortung gegenüber dem Tier wird Daniel zum Subjekt. Umgekehrt erfährt er durch seine Hunde auch selber Anerkennung. Allerdings zeigen sich Unterschiede in der Anerkennung durch die Hunde und der Anerkennung, die er in der Begegnung mit Menschen (nicht) erfährt. „Tiere sind nicht so verlogen wie Menschen. (...). Bei Menschen ist das ein ständiger Kampf: Wer ist stärker? Wer hat mehr Geld? Mein Haus, meine Jacht. Das ist bei Hunden nicht, dem ist das egal, ob du jetzt ne Wohnung hast oder nicht. Hund braucht Liebe, Zärtlichkeit, Futter und dann ist er glücklich. Da sind Menschen anspruchsvoller. (...). Der Hund nimmt einen, wie man ist. Man muss sich nicht verstellen, man braucht kein Auto und nichts. Kein Geld und die sind trotzdem glücklich.“ Auf die Frage, worin für ihn der Unterschied im Umgang mit Menschen oder Hunden besteht, verweist Daniel also auf die Abhängigkeit der Anerkennbarkeit seiner Person von vorgängigen sozialen Normen entlang derer Menschen Anerkennung regulieren. Zugleich erkennt er

die die Möglichkeit einer anderen Anerkennung durch die Hunde, die ihn nehmen, „wie er ist“. Daniel erfährt sich durch die Hunde als anerkanntes Subjekt und zwar genau deshalb, weil sie ihn auf eine Weise identifizieren und erkennen, die *nicht* entlang von vorgängigen sozialen und gesellschaftlichen Normen, reguliert wird (vgl. dazu auch Pohlheim 2006; S. 70ff.). Die Anerkennung dessen, „wie er ist“, ist dabei eine Anerkennung, die wie Lévinas (1987) deutlich macht, nicht durch Vereinnahmungen des Anderen in Form von Typisierungen und sozialen Kategorisierungen, erfolgt. Daniels Erfahrungen in den Begegnungen und Interaktionen mit anderen Menschen verweisen hingegen auf die Relevanz sozialer Differenzierungslinien (ökonomischer Status, Sesshaftigkeit), durch die ihm die Anerkennung als Subjekt verwehrt wird, bzw. die eine Anerkennung seiner Singularität verfälschen. Daniel fühlt sich von den Sichtweisen anderer Menschen verletzt und verkannt. „Ich meine nur weil ein Mensch keine Wohnung, keine Arbeit hat, ist er immer noch Mensch und hat Gefühle und auch irgendwo noch seinen Stolz in sich drin. Wenn du von allen Ecken und Kanten das Gegenteil zu hören kriegst, weil du keine Wohnung, keine Arbeit hast, zieht dich das runter und da sind Tiere ja ganz anders. Denen ist das egal.“ Dementsprechend betont auch Charles Taylor, dass „ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes und verächtliches Bild ihrer selbst zurück spiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen“ (Taylor 1993; S. 13f.).

Die Ursache einer solchen Verkennung und dem darauf folgenden Leiden liegt für Derrida darin begründet, dass Anerkennung immer erst entlang von vorgängigen Normen erfolgt, durch die reguliert wird, was und wer anerkannt ist. Zugleich wird damit die Anerkennung des Anderen in seiner Andersheit verhindert. Und: Dadurch dass die Anerkennung von vorgängigen Normen und Regeln abhängt, von einer sozialen Ordnung, entlang derer geregelt wird, was oder wer als erkenn- und anerkannt gilt, gibt es folglich auch immer Subjekte „die man nicht als solche anerkannt hat (und nicht anerkennt) und die wie ein Tier behandelt worden sind (und behandelt werden)“ (Derrida 1991; S. 37). All jene also, die nach den jeweiligen Normen nicht als Subjekte erkenn- und anerkannt gelten, werden von einer sozialen Anerkennung ausgeschlossen bzw. machen Erfahrungen der Nichtanerkennung und der Verkennung.

Dem Hund hingegen ist es egal, welchen ökonomischen und sozialen Status Daniel hat. Die Anerkennung, die Daniel sich wünscht und die er durch die

Hunde zu erhalten meint, erweist sich als eine von gesellschaftlichen Bezügen und sozialen Identitätskategorien und Normen bereinigte Hinwendung, als eine, durch die er nicht typisiert und kategorisiert oder als ein bestimmter Anderer identifiziert wird.

Obwohl nun aber die Anerkennung über soziale Normen reguliert wird, ist der Bezug auf diese notwendig, um als Subjekt lebbar und intelligibel zu werden. Die für die menschlichen Anerkennungsordnung bedeutenden Normen können deshalb mit Judith Butler (2009; S. 327) als paradoxes Medium von Anerkennung verstanden werden: einerseits als Versperrung und andererseits als Ermöglichung von Verstehen und Anerkennung. Durch die Normen wird die Anerkennung der singulären Andersheit verhindert. Aber, um in der „menschlichen“ Ordnung als Subjekt anerkennbar zu werden, braucht es den Bezug auf diese Normen, nach denen Anerkennung verliehen wird. So werden Individuen erst zum Subjekt, indem sie entlang vorgängiger Normen und Identitätskategorien als Mensch (und nicht als Tier), als Frau oder Mann, als hetero- oder homosexuell, als gesund oder krank erkennbar werden. Um sozial intelligibel zu sein, um als Subjekt (an-)erkennbar zu sein, wie aber auch um für die Anerkennbarkeit von als nicht anerkennenswert verstandenen Lebensformen (wie z.B. Obdachlosigkeit) einzutreten, ist der Bezug auf die sozialen Normen also trotz ihres ausschließenden Charakters notwendig. Das Projekt der Aidshilfe setzt deshalb zwar an den (von sozialen Normen befreiten) Anerkennungsverhältnisse zwischen Tier und Mensch an – in einem zweiten Schritt geht es aber auch um die Anerkennung der Projektteilnehmer_innen innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung. Durch Prozesse der Normalisierung (berufliche Qualifizierung, Stabilisierung, Wohnungsvermittlung) sollen diese einerseits innerhalb der sozialen Ordnung „anerkennbarer“ werden, andererseits geht es auch darum, die Normen, nach den soziale Anerkennung verliehen wird, in Frage zu stellen und zu erweitern.

Und noch mal: Die Kritiker_innen der Enten

Bei ihren Hunde-Runden durch den Wald sind die Teilnehmer_innen des Projekts dazu angehalten, den Kot der Hunde zu entfernen. Den Nachbar_innen sollen keine weiteren Angriffspunkte geliefert werden. Später erzählt mir die Projektleitung, von einem Gerücht, das ihr zugetragen worden sei: Demnach könnten die Pensionshunde durch die Teilnehmer_innen mit HIV infiziert werden. Dadurch, dass die Hunde dann im Wald ausgeführt würden, könne der Virus ins Trinkwasser gelangen. Auch Drogenkonsum werde den

Teilnehmer_innen unterstellt: Am ersten Standort der Tierpension seien angeblich Spritzen gefunden worden. Und in einem Leserbrief der Lokalzeitung sei geschrieben worden, dass extra ein Wagen kommen müsse, um die vielen leeren Flaschen an der Straße rund um die Tierpension abzuholen. Vor einem Monat habe sich dann ein Nachbar darüber beschwert, dass die Teilnehmer_innen des Projekts an der Bushaltestelle auf den Bus warten würden: „Er wohnt ja ein Stück zurück. Die Bushaltestelle ist zwar vor seinem Grundstück, aber das Haus ist zurück. Er hat (...) beim Bezirksamt angerufen (...), dass er nichts dagegen hat, dass die Leute aussteigen, wenn sie mit dem Bus zur Arbeit kommen, aber das Einsteigen, also das Warten auf den Bus, das möchte er nicht. Er möchte nicht, dass die Menschen vor seinem Haus warten.“

Der Versuch einer Anerkennung durch die Tiere, der Versuch, über die Offenheit gegenüber den Tieren zum Subjekt zu werden, wird nun mit einer Antwort konfrontiert, die sich der Verantwortung gegenüber den Anderen verweigert. Die Tierpension, die als Ort der Gastlichkeit konzipiert ist (und zwar für Menschen wie für Tiere), als Ort, an dem die sozialen Differenzierungen und Ordnungen gemäß derer soziale Anerkennung verliehen wird, möglichst minimiert und andere Formen der Anerkennung eröffnet werden, zeigt sich von Auslöschung bedroht. Es werden Brandanschläge verübt, Protestschilder aufgestellt und Klagen eingereicht. Damit finden auf unterschiedlichen Ebenen Prozesse statt, durch die sich den Anderen nicht verantwortet, bzw. auf eine Weise geantwortet wird, die die Anderen verstellt, sie nicht anerkennt und ihnen ihren Subjektstatus abspricht.

Mit Rückgriff auf die postmoderne Ethik Zygmunt Baumans (1995) weist Stephan Moebius (2002) auf drei Arrangements hin, durch die die Verantwortlichkeit vor der Andersheit des Anderen umgangen wird bzw. eine „Neutralisierung der Verantwortung“ (ebenda) erfolge: Zum einen, indem die Distanz zwischen dem eigenen Handeln und dessen Folgen so ausgedehnt werde, dass die jeweiligen Konsequenzen gar nicht mehr eindeutig als solche ersichtlich werden. Eine solche „Auslöschung des Antlitzes“ (ebenda, *kursiv im Original*) durch Vergrößerung der Distanz zwischen dem Handeln und seinen Folgen findet im Fall der Tierpension gleich auf zwei Ebenen statt. Zum einen wird dem Antlitz der Teilnehmer_innen (wie auch dem Antlitz der Tiere) ausgewichen, indem dieses durch Rückgriff auf die Hunde im Allgemeinen bzw. deren Gebell ersetzt und verstellt wird. So erweist sich die Klage gegen die Lärmbelästigung durch das Bellen als Verlagerung, durch die die Beziehung

zwischen dem jeweiligen Handeln (Widerstand gegen das Projekt) und dessen Folgen (Ablehnung und Stigmatisierung der Teilnehmer_innen) nicht mehr eindeutig nachvollziehbar scheint. Zweitens wird die Distanz zwischen den Handlungen der Tierpensions-Gegner_innen und deren Folgen über Bürokratisierungsprozesse vergrößert. Der Protest erfolgt über das Einreichen von Klagen. Diese Form, sich der Verantwortung gegenüber dem Antlitz des Anderen zu entziehen, beschreibt Bauman (1992) als Mediatisierung, als Prozess, bei dem das Handeln auf andere verlagert wird, die somit eine Mittlungsfunktion einnehmen – mit dem Effekt, dass die Kausalzusammenhänge zwischen dem Protest gegen das Hundegebell und den Konsequenzen für das Projekt (Anfeindungen, Brandanschläge) nicht mehr klar als dessen mögliche Folgen erkenn- und benennbar werden.

Eine weitere Strategie, durch die eine Neutralisierung der Verantwortung erfolgen kann, erkennt Bauman in der Ausgrenzung eines Teils „der `Anderen` (...) aus der Gruppe jener potentiellen `Antlitze`, die verantwortliches Verhalten auf sich ziehen“ (Moebius 2002; S. 7). Das geschieht, indem die Betroffenen bestimmten Kategorien zugeordnet werden (z. B. Drogenabhängige, HIV-Positive, Hartz-IV-Empfänger_innen), durch die das singuläre Antlitz überlagert wird (vgl. Bauman 1995). Eine solche Überlagerung lässt sich auch in den Reaktionen auf das Projekt der Aidshilfe nachzeichnen. Durch ihre Krankheit seien die Teilnehmer_innen nicht in der Lage mit den Hunden umzugehen, so ein Argument der Projektgegner_innen. Zugleich wird ihnen unterstellt, dass sie Krankheiten verbreiten oder Drogen nehmen. Damit werden sie aus der Gruppe der „Antlitze“, die der Verantwortung würdig seien, ausgeschlossen. Eine Folge dieser Kategorisierungen stellt nach Bauman (1992) die (räumliche) Ausgrenzung dar. Die Anderen (und zwar hier Menschen wie Tiere) sollen weg, sie sollen verschwinden, nicht mehr sicht- und nicht mehr hörbar sein. Von dem ersten Standort zieht die Tierpension deshalb in einen anderen Stadtteil – in noch größere räumliche Distanz zu den Anwohner_innen. Doch auch hier ist die Pension nicht erwünscht. Durch die von Bauman beschriebenen Arrangements wird hier die Antwort auf den Andern zu einer manipulierten Antwort. Sie ist keine verantwortete Antwort auf die jeweilige Singularität des Anderen, sie zeigt sich als eine neutralisierte und verfälschte Antwort, eine die sich dem Antlitz der Anderen – Menschen wie Hunde – verweigert.

In ihrem Essay „Jenseitige Konversationen, irdische Themen, lokale Begriffe“ erinnert sich Donna Haraway an den Besuch bei einer Schulfreundin, deren Söhne sich während ihres Aufenthalts wiederholt homophob äußern. Haraway

erzählt, dass sie ihre Freundin auf das Verhalten angesprochen, diese aber die Auseinandersetzung verweigert habe. Bei dem gemeinsamen Betrachten von Enten auf einem See, an den Haraway mit der Freundin und deren Mann fährt, wird das Thema allerdings wieder aufgegriffen und gleichsam auf die Enten auf den Teich verlagert. Haraway (1995, S. 86f.) schreibt: „In bester Laune, wenn auch ohne große zoologische Kenntnisse, sprachen wir über ein paar Enten am anderen Ufer des Sees. Wir konnten sehr wenig erkennen und unser Wissen war noch geringer. In unmittelbarer Eintracht erzählten die beiden, daß es sich bei den vier Enten um zwei heterosexuelle, fortpflanzungsaktive Pärchen handle. (...) Ich wusste, die Enten verdienten unsere Anerkennung (...) sie mussten nicht auch noch in unseren ideologischen Kämpfen Partei ergreifen. (...) Sie waren in unsere auf beschämende Weise verschobene Auseinandersetzung, in unseren Streit, den auszutragen, wir uns nicht getraut hatten, hineingezogen worden. Wir hätten über das streiten sollen, was es in *unserem* Leben an Homosexuellenfeindlichkeit, Zwangsheterosexualität und Verpflichtung, bestimmte Arten von Familien für normal zu halten, gab.“

Literatur:

- Aidshilfe Bielefeld (2010): Hotel für alle Felle. Sozialprojekt Tierpension. Quelle: <http://www.tierpension-in-bielefeld.de/index.html> (letzter Zugriff: 04.12.2011)
- Bauer, Birgit (1999): Wer spricht für den Jaguar? Donna Haraways antispeziesistischer Ausflug nach Anderswo <http://www.tierrechts-aktion-nord.de/texte/haraway.html> (letzter Zugriff: 20.12.2010)
- Bauman, Zygmunt (1992): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg
- Bauman, Zygmunt (1995): Postmoderne Ethik. Hamburg.
- Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt am Main
- Calarco, Matthew (2008): Zoographies. The Question Of The Animal From Heidegger To Derrida. New York
- Derrida, Jacques (1991): Gesetzeskraft. Der `mystische Grund der Autorität`. Frankfurt am Main
- Derrida, Jacques (2010): Das Tier, das ich also bin. Wien
- Haraway, Donna (1995): Jenseitige Konversationen; irdische Themen; lokale Begriffe. In: Dieselbe (Hrsg.): Monströse Versprechen. Die Gender- und Technologie-Essays. Hamburg, S. 81-112

- Haraway, Donna (2003): *The Companion Species Manifesto. Dogs, People and Significant Otherness*. Chicago
- Lévinas, Emmanuel (1987): *Totalität und Unendlichkeit. Versuche über die Exteriorität*. Freiburg/ München
- Moebius, Stephan (2001), *Postmoderne Ethik und Sozialität. Beitrag zu einer soziologischen Theorie der Moral*, Stuttgart
- Moebius, Stephan (2002): Emmanuel Lévinas' Humanismus des Anderen zwischen Postmoderner Ethik und Ethik der Dekonstruktion. Quelle: www.gradnet.de-papers-pomo02.papers-ethikdekonstruktion.pdf (letzter Zugriff: 29.11.2010).
- Pohlheim, Katja (2006): *Vom Gezähmten zum Therapeuten: Die Soziologie der Mensch-Tier-Beziehung am Beispiel des Hundes*. Hamburg
- Schmid, Antonia (2008): Signifikante Andersheit als Paradigma. *Naturecultures und Donna Haraways Companion Species*. phase2.nadir.org/index.php?artikel=553&print (letzter Zugriff: 29.11.2010).
- Taylor, Charles (1993): *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt am Main